

**HEYNE <**

### *Das Buch*

»Wie ich gestorben bin? Ich wurde überfahren. Die gute Nachricht lautet: Es war zum Glück kein Trecker (wer stirbt schon gern wie in einem abgedroschenen Witz?). Die schlechte lautet: Es war ein Mini Cooper. Ich höre förmlich meine beste Freundin Penelope Tränen lachen bei der Vorstellung, dass mein dicker Hintern der Kollision mit einem Mini nicht gewachsen war. Eigentlich ist mein Hintern gar nicht so dick, aber so reden beste Freundinnen eben übereinander.«

### *Die Autorin*

Adena Halpern, geboren in Philadelphia, studierte Dramatic Writing an der New York City University und Drehbuch am American Film Institute. Sie arbeitet als Journalistin und Kolumnistin und schrieb unter anderem für *Marie Claire* und die *New York Times*. Adena Halpern lebt mit ihrem Ehemann in Los Angeles, wo sie an ihrem nächsten Roman arbeitet.

Weitere Informationen finden sich unter [www.zum-siebten-himmel.de](http://www.zum-siebten-himmel.de)

Adena Halpern

*Die zehn besten Tage  
meines Lebens*

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Ursula C. Sturm

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE TEN BEST DAYS OF MY LIFE  
erscheint bei Dutton



**Mix**  
Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940  
[www.fsc.org](http://www.fsc.org)  
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier  
*Super Snowbright* liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

3. Auflage  
Vollständige deutsche Erstausgabe 04/2008  
Copyright © 2008 by Adena Halpern  
Copyright © 2008 der deutschen Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2008  
Umschlagfoto: © The Image Bank/Getty Images  
Umschlagillustration: Eisele Grafik-Design, München  
Satz: Leingärtner, Nabburg  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN: 978-3-453-40563-9

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

## *Knocking on Heaven's Door*

Ich bin heute gestorben, zu meiner großen Verblüpfung. Ich hatte mich allen Ernstes für unsterblich gehalten. Nicht, dass ich je besonders gut auf meine Gesundheit geachtet hätte. Obwohl ich immerhin dreimal die Woche ins Fitnessstudio gepilgert bin. Äh, okay, zweimal die Woche ... Also gut, oft auch nur einmal die Woche oder gar nicht. Aber ich habe mich vernünftig ernährt und auf meine Figur geachtet (gut, vielleicht hätte ich statt der Doritos gelegentlich etwas »Richtiges« zu mir nehmen sollen). An den Wochenenden habe ich gerne mal einen über den Durst getrunken. Hin und wieder auch unter der Woche. Gestern Abend zum Beispiel, und möglicherweise auch am Abend davor ... Genau weiß ich es nicht mehr. Ich habe immer mindestens acht Stunden geschlafen (mit einer Schlaftablette kein Problem!). Und trotzdem kam mir nie in den Sinn, dass ich eines Tages sterben, tot sein, nicht mehr leben würde. Aber ich schätze, das geht allen so.

Jetzt ist es ohnehin einerlei. Aber hätte ich geahnt –

und mich damit abgefunden –, dass ich schon so bald hier oben landen würde, dann hätte ich rauchen und saufen und nach Herzenslust mit allen möglichen Drogen experimentieren können. Ich hätte mir die Besuche im Fitnessstudio und die alljährliche Vorsorgeuntersuchung sparen können. Wie oft habe ich mir Sorgen um meine Zukunft gemacht! Wie oft habe ich meinen Freundinnen vorgejammert, ich wüsste nichts mit mir und meinem Leben anzufangen! Wie oft haben mir meine Eltern wegen meiner Orientierungslosigkeit ins Gewissen geredet! Alles völlig überflüssig. Ich hätte mit Steve schlafen können (und zwar ohne Gummi!), ehe er mich sitzen ließ. Aber nein, ich glaubte ja, die keusche Maid mimen zu müssen und behauptete, ich würde prinzipiell erst einen Monat nach dem ersten Date mit einem Mann ins Bett gehen. Wie gut, dass ich wenigstens Klamotten, Schuhe und Taschen gekauft habe, bis meine Kreditkarte streikte. Und was für ein Segen, dass ich nicht einen einzigen Cent für die Rente zurückgelegt habe!

Wie ich gestorben bin?

Ich wurde überfahren.

Die gute Nachricht lautet: Es war zum Glück kein Trecker (wer stirbt schon gern wie in einem abgedroschenen Witz?). Die schlechte lautet: Es war ein Mini Cooper. Ich höre förmlich meine beste Freundin Penelope Tränen lachen bei der Vorstellung, dass mein dicker Hintern der Kollision mit einem Mini nicht

gewachsen war. Eigentlich ist mein Hintern gar nicht so dick, aber so reden beste Freundinnen eben übereinander.

Es ging alles ganz schnell.

Es war vier Uhr Früh, und ich überquerte gerade mit Peaches den Fairfax Boulevard in Los Angeles, als wir von diesem roten Mini niedergemäht wurden. Peaches ist mein Pocket Beagle. Nun bin ich normalerweise nicht um vier Uhr morgens mit meinem Hund unterwegs, aber Peaches hatte den ganzen Tag an Verstopfung gelitten, und ihre gestörte Darmmotorik hatte just zu diesem Zeitpunkt beschlossen, ihre Tätigkeit endlich wieder aufzunehmen. Mich plagt noch immer das schlechte Gewissen, weil ich die Ärmste eine gute Dreiviertelstunde neben meinem Bett winseln ließ, bis ich mich aufraffen konnte, mit ihr Gassi zu gehen. Sie ist so ein süßes, braves, knudeliges Hundchen. Aber man kennt das ja: Wenn man erst einmal in Morpheus' Armen ruht, ist einem meist alles schnurz, selbst ein bedauernswerter Schoßhund mit aufrührerischen Gedärmen.

Jedenfalls habe ich mich ihrer irgendwann doch erbarmt. Zum Glück war ich am Vorabend todmüde in voller Montur ins Bett gesunken. Warum das so ein Glück ist, darauf komme ich später zurück. Jedenfalls trug ich zum Zeitpunkt meines Todes nicht wie zu erwarten eine schlabberige Jogginghose und ein fleckiges T-Shirt, sondern meine sexy Jeans und mein Lieb-

lings-Kapuzenshirt mit U-Boot-Ausschnitt, der mir immer so lässig über die linke Schulter rutscht. Wie dem auch sei, Peaches musste ebenfalls ihr Leben lassen und ist jetzt hier bei mir.

Ist das nicht furchtbar? Die arme Kleine – da hatte sie sich endlich erleichtert, und einen Augenblick später war sie tot.

Na, ist das ein ungewöhnliches Ende, oder was? Ich muss immer wieder daran denken, was ich alles anders gemacht hätte, wenn ich geahnt hätte, dass ich im zarten Alter von neunundzwanzig Jahren nachts um vier von einem Mini Cooper überfahren werden würde, während ich mit meinem Hund Gassi gehe. Hier oben meinen alle bloß: »So ist das Leben eben.« Ob ich tatsächlich etwas anders gemacht hätte? Hm. Keine Ahnung. Ich hätte vermutlich nicht so ein Theater um meine Zähne veranstaltet. Seit mir meine Großmutter auf dem Sterbebett aufgetragen hat, meine Zähne immer gut zu pflegen (damit ich nie »so ein verfluchtes künstliches Gebiss brauche«), habe ich mir nämlich fleißig dreimal täglich die Zähne geputzt – mit Zahnseide und allem Drum und Dran. Ich hätte mir alle Sehenswürdigkeiten angeschaut, die auf meiner Liste standen – die Pyramiden und die Sixtinische Kapelle und die Mona Lisa. Ich habe noch nicht einmal die Freiheitsglocke gesehen, dabei bin ich in Philadelphia aufgewachsen. Ich hätte bei meiner Klasse bleiben sollen, als wir in der Zehnten nach New York fuhren, aber nein, anstatt mir die Freiheitsstatue anzusehen,



musste ich mich ja mit Penelope zu Bergdorfs davonschleichen. Ich hätte auf diese ganzen Anti-Aging-Gesichtsmasken verzichten können, und auf die Botox-Spritzen zweimal im Jahr. Und ich wäre weit weniger verschwenderisch mit der Sonnencreme umgegangen.

Eigentlich sollte mich der Gedanke, dass mich meine Eltern und meine Freunde verloren haben, ja ziemlich belasten, aber hier oben betrachtet man alles sehr gelassen. Ich glaube zwar nicht, dass wir medikamentös ruhig gestellt wurden, aber genauso fühlt es sich an – als hätte man mir einen Tropf mit einem Beruhigungsmittel angelegt. Ich habe mich erkundigt, ob ich ein allerletztes Mal auf die Erde darf, um meinen Leutchen Bescheid zu geben, doch nein, ich kann nichts unternehmen. Ich höre von überall nur, wenn meine Eltern und Freunde einmal sterben und hierherkommen, werden sie ohnehin feststellen, dass sie sich den ganzen Kummer hätten sparen können. Ist das nicht unfair? Angeblich hat das Betrauern von toten Angehörigen rein gar nichts mit dem Himmel zu tun, sondern ist lediglich Teil eines Lernprozesses, den alle Menschen auf der Erde durchlaufen müssen. Wie fies ist das denn!?! Meine Eltern weinen sich garantiert die Augen aus. Ich wünschte wirklich, ich könnte etwas unternehmen – ganz laut schreien, dass alles in Ordnung ist und es mir gut geht zum Beispiel. Ich vermisse sie jetzt schon, ehrlich. Ich war zwar ziemlich beschäftigt mit Sterben und In-den-Himmel-kommen, aber ich würde alles tun, um sicherzugehen, dass sie

wissen, wie sehr ich sie liebe. Die Leute, die damals bei diesem schrecklichen Minenunglück ums Leben kamen, die hatten immerhin Gelegenheit, ihren Familien Briefe zu schreiben, ehe sie starben. Aber ich? Was ist mit mir? Das ist echt ungerecht! Na, wenigstens haben die Minenarbeiter und ihre Familien jetzt ihren Seelenfrieden.

Wo ich eigentlich bin und was ich dort mache? Ich weiß es ehrlich gesagt auch nicht so genau. Bin ich tot? Lebe ich? Bin ich in einer anderen Dimension gelandet?

Ich bin erst vor ein paar Stunden angekommen und habe noch nicht so den Durchblick. Aber ich kann zumindest berichten, was bisher geschehen ist. Ich nehme mal an, dass ich das darf. Mir wurde jedenfalls nichts Gegenteiliges gesagt, und ich schätze mal, ich bin nicht das erste Plappermaul, das in den Himmel kommt.

Also: Im Zusammenhang mit dem Sterben ist doch immer von diesem weißen Licht die Rede. Tja, dieses Licht ist das Himmelstor. Erst habe ich es noch für die Leuchtreklame über dem Eingang des Canter's Deli gehalten, denn das hatte ich gerade angesteuert, als der Mini Cooper angerast kam. Aber das Licht war überall. Das Letzte, was ich auf der Erde erblickte, war also dieser Mini, und da hatte er mich auch schon erfasst und ich segelte über die Motorhaube, und dann sah ich das weiße Licht. Ich dachte an das kleinwüchsige Medium in *Poltergeist*, das ständig raunt: »Geh

nicht ins Licht, Carol Ann!« Aber ich konnte gar nicht anders. Das Licht war überall. Ich blickte hinter mich, nach rechts, nach links, nach oben – überall dieses Licht. Muss ganz schön dämlich ausgesehen haben, wie ich panisch hierhin und dorthin gerast bin, um ihm zu entkommen. Eigentlich kam es mir eher wie die Tornado-Szene im *Zauberer von Oz* vor, nur ohne Tornado natürlich. Dafür war Peaches bei mir und spielte den Part von Toto dem Hund. Ich glaube, in diesem Moment setzte die Gelassenheit ein – als ich feststellte, dass Peaches bei mir war und es kein Entkommen vor dem Licht gab.

Man darf sich dieses Licht übrigens nicht grell vorstellen, nicht so, als käme man tagsüber aus einer Kinovorstellung und müsste die Augen zusammenkneifen. Es ist sehr beruhigend, wie in einem dieser Parfüm-Werbepots mit Elizabeth Taylor, die den Eindruck erwecken, als hätte der Kameramann einen Gaze-schleier vor die Linse gehängt.

Jetzt kommen die Klamotten ins Spiel. Ich habe ja bereits erwähnt, wie erleichtert ich war, weil ich noch die Kleider vom Vortag trug und keinen schäbigen Jogginganzug. Wenn man in den Himmel eincheckt, hat man nämlich genau die Kleider an, die man zum Zeitpunkt seines Ablebens trug. Angeblich kann ich mich umziehen, sobald man mir ein Dach über dem Kopf zugeteilt hat (ich kann nur hoffen, es gibt hier anständige Kleider!), aber bis dahin muss ich anbehalten, was ich trug, als ich starb. Es laufen ziemlich

viele Leute in Krankenhauskitteln herum, einige auch nackt, aber die meisten sind angezogen. Übrigens sieht niemand krank oder verletzt aus. Kein Blut. Nicht einmal ein Kratzer. Ich war überzeugt, dass ich mit blauen Flecken übersät sein würde – ich könnte schwören, dass ich mindestens einen halben Häuserblock mitgeschleift wurde, ehe ich den Geist aufgab. Doch siehe da: kein Blut, keine Schürfwunden, keine Prellungen. Muss damit zu tun haben, dass ich jetzt kein Wesen aus Fleisch und Blut mehr bin, sondern ein Geist, aber ganz durchschaut habe ich das alles noch nicht.

Bei meiner Ankunft hier stand ich sofort in einer Warteschlange. Ich musste nicht erst hingehen und mich anstellen – ich erwachte (obwohl ich ja gar nicht geschlafen hatte) und befand mich bereits in der Schlange. Erst war da wie gesagt das weiße Licht, und dann plötzlich – puff – die Schlange. Das Himmelstor ist ein riesiger weißer Fleck. Ich schwebe auch nicht, sondern ich gehe, und zwar auf Wolken, und ich kann meilenweit sehen. Es scheint eine Art Schwerkraft zu geben, so seltsam das klingen mag. Keine Ahnung, wie das funktioniert. Es hieß, ich könne schon bald mein neues Heim beziehen, aber erst müsse ich einchecken. Ich stelle mir meine Unterkunft wie ein Zimmer in einem Ian-Schrager-Hotel vor – modern und blitzsauber, weiße Wände, ein riesiges weiches Bett und eine Stereoanlage von Bose. Ich werde berichten. Doch nun zurück zur Warteschlange.

Normalerweise hasse ich es ja, irgendwo anstehen zu müssen. Die Schlange war schrecklich lang, länger als bei der KFZ-Zulassungsstelle an einem hektischen Tag. Vor mir warteten mindestens zehntausend Leute, was mich sonst bestimmt ziemlich genervt hätte, aber da ich keine Ahnung hatte, warum ich überhaupt in der Schlange stand, flippte ich deswegen nicht gleich aus. Wie gesagt, man nimmt alles sehr gelassen hier oben. Außerdem wurde uns das Warten von einigen Engeln versüßt (ganz recht, von Engeln mit Flügeln; ja, die gibt es wirklich), die auf und ab gingen und uns Häppchen reichten: Kanapees mit Kaviar, Würstchen im Schlafrock, gebackenen Mozzarella, Hühnchenspieße, Chips und Dippsaucen, Crudités, Bruschetta, Krabbencocktail und so weiter und so fort. Ich hielt mich zurück – ich wusste ja nicht, was sie als Nächstes bringen würden, und meine Großmutter sagte immer: »Spar dir noch Hunger für die Hauptspeise auf.« Es wurden auch Getränke serviert: Champagner, einige härtere Sachen, Cocktails, Wein, Limo, Fruchtsäfte, Tee, Kaffee ... Das Angebot ließ keine Wünsche offen. Ich entschied mich für den Schampus, der wunderbar lieblich und herb zugleich schmeckte. Ich trank fünf Gläser.

Es gibt übrigens noch einen weiteren Grund, warum ich froh war, dass ich keinen ausgeleierten Jogginganzug anhatte. Wenn man wie ich mit knapp dreißig in den Himmel kommt und noch Single ist, dann wünscht man (besser gesagt, frau) sich wohl nichts sehnlicher

als einen attraktiven Mann an seiner Seite. Wie es der Zufall wollte, befand sich keine fünfzehn Leute hinter mir ein absolut umwerfender Typ. Mit den Leuten, die vor und hinter mir standen, kam ich rasch ins Gespräch, wie das häufig der Fall ist, wenn man längere Zeit in einer Schlange steht. Ich lernte zwölf Schulkinder aus Deutschland kennen, die bei einem Busunglück umgekommen waren und sich die Wartezeit mit Peaches vertrieben. Und Harry und Elaine Braunstein aus Long Island, die immer in Boca Raton überwintert hatten. Die beiden waren im Schlaf gestorben. Gasvergiftung. Elaine hatte den Herd nicht richtig abgedreht. Jean-Pierre aus Frankreich war seinem Prostatakrebs erlegen, und Mrs. O'Malley aus Irland war eine Unebenheit im Bürgersteig zum Verhängnis geworden – wenn man mit hundervier Jahren stürzt und sich die Hüfte bricht, sind Komplikationen ja quasi vorprogrammiert.

Ehrlich gesagt war es eher eine Party als eine Warteschlange, nur dass man einander nicht fragte »Und, was machen Sie so?«, um ins Gespräch zu kommen, sondern »Und, wie sind Sie gestorben?«. Und dann erspähte ich den Adonis in Jogginghose und T-Shirt etwas weiter hinten. Es war eine dieser klassischen »Huch, erwischt«-Situationen. Unsere Blicke kreuzten sich flüchtig, wir wandten uns verlegen ab, guckten aber beide gleich noch einmal ganz verstohlen hin. Ich lächelte ihn an, er lächelte zurück, und dann schlenderte er zu mir nach vorn. Ich ließ mir unauffäl-

lig den Ausschnitt meines schwarzen Oberteils von der Schulter rutschen (ein todsicherer Trick, den ich zu Lebzeiten oft erfolgreich angewendet habe). Der Kerl war heiß: Mitte dreißig, volles, dunkelblondes Haar, wunderschöne grüne Augen – kurz, ein Robert-Redford-Typ.

»Ist das deiner?«, fragte er und ging in die Knie, um Peaches zu streicheln.

»Ja«, sagte ich und lächelte mit schief gelegtem Kopf auf ihn hinunter. Als mir klar wurde, dass ich mit ihm flirtete, als stünde ich vor einem Club in L. A. und nicht vor dem Himmel, wäre ich am liebsten im Boden versunken.

»Süß«, stellte er fest. »Ich heiße übrigens Adam Steele.« Er richtete sich auf und reichte mir die Hand.

»Alex Dorenfield.« Ich lächelte.

»Und, was meinst du zu dieser Schlange?«, wollte er wissen.

»Ganz schön nervig.« Ich zog die Nase kraus, als stünde ich mir jeden Tag vor dem Himmelstor die Füße in den Bauch.

»Wie bist du gestorben?«, fragte er mich.

»Ein Auto hat mich erwischt. Und du?«

»Herzinfarkt. Ich war im Fitnessstudio und hab mich am Ellipsentrainer ausgetobt, als es passiert ist. Echt ärgerlich. Ich wusste gar nicht, dass ich ein Herzleiden hatte. Wie auch? Ich war gerade mal Mitte dreißig und topfit.«

»Ganz schön unfair.«

»Was dich betrifft aber auch«, sagte er. »Wo hast du gelebt?«

»Los Angeles. Und du?«

»New York.«

Wir schwiegen. Würde er mich um ein Date bitten? Hat man hier oben überhaupt Dates? Falls ja, wohin würden wir gehen? Gibt es einen Michelin-Führer für den Himmel?

»Tja, ich schätze, ich sollte dann mal wieder zurück zu meinem Platz«, sagte er schließlich.

Was antwortet man in so einer Situation? »Ach, bleib doch einfach hier stehen«? Ich zog in Erwägung, Mrs. O'Malley zu fragen, ob sie etwas dagegen hätte, damit ich noch ein bisschen mit Adam flirten konnte, aber das erschien mir dann doch frevelhaft.

»Darf ich dich vielleicht mal anrufen?«, fragte er.

»Gerne«, erwiderte ich. Die Braunsteins lächelten mich an, wie nur jüdische Eltern lächeln, wenn sie hoffen, dass sich eine junge Frau einen Freund angelt.

»Vorausgesetzt, die haben hier oben Telefone.« Er gluckste.

»Genau.« Ich gluckste ebenfalls. Gott, wie peinlich.

Dann begab er sich zurück an seinen Platz in der Schlange, hinter den deutschen Schulkindern und den beiden betagten Pokerspielern. Ich wandte mich noch zweimal zu ihm um und winkte, aber das war's. Ich kann nur hoffen, dass es im Himmel Telefone gibt. Bitte, bitte, bitte!



Wenn man bedachte, dass anfangs gut zehntausend Leute vor mir in der Schlange gestanden hatten, ging es erstaunlich rasch voran. Ich könnte schwören, dass ich keine zwanzig Minuten warten musste. Wenn man tratscht und Schampus schlürft und flirtet, vergeht die Zeit eben wie im Flug. Kann aber auch sein, dass die Zuständigen richtig auf Zack sind. Vermutlich haben sich im Laufe der Jahrhunderte genügend Leute beschwert. Schließlich war ich also beim Himmelstor angelangt, das übrigens tatsächlich ein Tor ist, umstrahlt vom viel zitierten weißen Licht, genau, wie man sich das landläufig vorstellt.

»Hi, Alex; hallo, Peaches«, begrüßte uns ein wunderschöner, brünetter weiblicher Engel mit einem Klemmbrett. »Willkommen im Himmel. Bitte begeben euch zum Check-in ins ›Haus der Glückseligkeit‹.« Ich warf einen Blick auf den Umgebungsplan, den sie mir reichte. Alle eingezeichneten Gebäude trugen »himmlische« Namen: »Haus der Göttlichkeit«, »Haus der Harmonie«, »Haus der Idylle« und so weiter. Ich musste lachen. Der Himmel ist ein einziges Klischee!

Hier sitze ich nun also, in einem Warteraum im »Haus der Glückseligkeit«. Der Engel mit dem Klemmbrett meinte, gleich würde ich erfahren, wo ich künftig wohnen werde. Mrs. Braunstein ist ebenfalls hier, ihr Gatte dagegen wurde ins »Haus der Idylle« geschickt. Adam hat sich auf den Weg ins »Haus der Utopien« gemacht.

»Ich bin richtig froh, meinen Mann eine Weile los zu sein«, vertraut mir Mrs. Braunstein an. »Ich habe die Nase voll von seinen Vorhaltungen. Gut, es war meine Schuld, dass der Gasherd nicht richtig abgedreht war, aber wir machen doch alle gelegentlich Fehler.«

Der Warteraum ist hellblau gestrichen und wirkt mit seinen buttercremeweißen Ledersofas wie ein nobler Country Club. Wir sind insgesamt gut zwanzig Leute. Wieder gibt es eine gut bestückte Bar und jede Menge Köstlichkeiten. Ich gehe gleich mal zur Salatbar und hole mir einen gemischten Salat. Ich finde, das steht mir jetzt zu, nachdem ich vorhin auf die Horsd'œuvres verzichtet habe. Mrs. Braunstein holt sich einen Eisbecher mit heißer Karamellsauce und blinzelt mir auf dem Rückweg verschwörerisch zu. »Ich bin tot, was soll's?«

Ich habe kaum meinen Salat verdrückt, da ruft mich ein weiterer Engel zu sich. »Alex? Es kann losgehen.«

Ich küsse Mrs. Braunstein zum Abschied auf die Wange, und wir kommen überein, einander Bescheid zu geben, sobald wir wissen, wie es mit uns weitergeht.

»Ich werde nach diesem Adam Ausschau halten«, verspricht sie. »Ihr zwei habt ein wunderhübsches Paar abgegeben.«

Adam war in der Tat die reinste Augenweide. Ich hoffe und bete, dass es im Himmel Telefone gibt.

Ich werfe ihr eine letzte Kusshand zu, ehe ich den

Warteraum verlasse. Der Engel führt mich hinaus in die Lobby und ... Moment mal ... du meine Güte, sind das etwa ...? Tatsächlich! Meine Großeltern!



*Heaven, I'm in Heaven ...*

Meine Großeltern sind hier!! Ich bin noch immer völlig von den Socken. Man hat mir erzählt, früher, also vor vielen, vielen Jahrhunderten, seien noch alle Neuzugänge direkt am Himmelstor von ihrer Sippe empfangen worden. Das gab wegen des immer größeren Zulaufs mit der Zeit selbstredend ein ziemliches Chaos. Wenn sich allenthalben hysterisch kreischende Leute in die Arme fallen, macht das ein effizientes Arbeiten natürlich unmöglich. Also wurden die Empfangsgebäude mit den himmlischen Namen errichtet, um den Check-in möglichst rasch und organisiert abwickeln zu können.

Tut mir leid, dass ich meine Schilderung vorhin so abrupt unterbrochen habe, aber es kann mir wohl keiner verübeln, dass ich beim Anblick meiner Großeltern, die ich vor über zwanzig Jahren zum letzten Mal gesehen habe, aus allen Wolken gefallen bin (wenn auch nur im übertragenen Sinne). Niemand hat auch nur mit einem Wort erwähnt, dass sie hier sind, und

ich hatte es total vergessen. Ich hatte tatsächlich angenommen, ich wäre mutterseelenallein hier oben.

Und dann komme ich nichts ahnend aus dem Wartenraum, und da stehen sie: meine Großmutter, mein Großvater – und mein Onkel Morris!

Es ist einfach unbeschreiblich, sie nach all der Zeit wiederzusehen; vor allem (ich hoffe, Großvater und Onkel Morris nehmen es mir nicht übel) meine Großmutter. Ich bin total aus dem Häuschen. Großmutter und ich haben uns, bis sie starb, sehr nahe gestanden. Ich habe sie schrecklich vermisst. In den letzten zwanzig Jahren ist kaum ein Tag vergangen, an dem ich nicht an sie gedacht habe. Und jetzt steht sie vor mir! Sie ist es, zweifellos: ihre hohe, nieselnde Stimme, ihr unverkennbarer Duft nach Fliederparfum und Haarspray von Aqua Net. Meine Großmutter, wie sie leibt und lebt. Äh, nun ja, sozusagen.

Ich kann sie gar nicht oft genug umarmen, muss sie immer wieder ansehen. Natürlich habe ich in meiner Wohnung unten auf der Erde Fotos von ihr gehabt, aber ihr von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen, ihre Falten berühren zu können, ihre turmhoch toupierten roten Haare (Ich höre sie förmlich den Friseur im Schönheitssalon beschwören, in den ich sie als kleines Mädchen oft begleitet habe: »Volumen, ich brauche mehr Volumen!«) ... das ist fast zu viel für mich.

»Du hast mir schrecklich gefehlt«, schluchze ich zitternd.

»Ich weiß, Schätzchen«, tröstet sie mich. »Aber jetzt sind wir wieder vereint, und daran wird sich erst einmal eine ganze Weile nichts ändern.«

»Seht nur, wie groß sie geworden ist.« Mein Großvater breitet die Arme aus. »Eine richtige junge Dame.«

»Ganz recht«, kreische ich. »Ich bin erwachsen!« Plötzlich sprudelt es nur so aus mir hervor. »Ich war auf dem Abschlussball meiner Highschool, und auf dem College, und dann bin ich nach Los Angeles gezogen und, guck mal, Oma, meine Zähne! Weißt du noch, wie du mir damals, bevor du gestorben bist, eingeschärft hast, meine Zähne zu pflegen? Ich habe sie jeden Tag geputzt, sogar mit Zahnseide, und ich habe keine einzige Füllung, siehst du?« Ich entblöße mein makellooses Gebiss.

»Wann soll ich das gesagt haben?«

»Bevor du gestorben bist. Das war der großmütterliche Rat, den du mir mit auf den Weg gegeben hast.«

»Warum sollte ich dir wohl auf dem Sterbebett einschärfen, dass du deine Zähne pflegst?« Sie lacht.

»Hast du aber. ›Du musst dir immer fleißig die Zähne putzen«, das war das Letzte, was du zu mir gesagt hast.«

»Hm, da war ich wohl schon ganz schön weggetreten«, sagt sie. »Nun, ich schätze, es gibt schlechtere Ratschläge.«

Es wurmt mich ein bisschen, dass sie die Anstrengungen, die ich unternommen habe, um die Erinne-

rung an sie aufrecht zu erhalten, als derart unwichtig abtut.

Ich lege die Stirn in Falten. »Und was ist mit meinen Träumen? Ich habe so oft von euch geträumt. Habt ihr mich wirklich im Traum besucht?«

Meine Großeltern lächeln mich an.

»Natürlich.« Meine Großmutter schmunzelt ihren Mann und ihren Bruder an, und die beiden schmunzeln zurück. Sie sind mir also tatsächlich im Traum erschienen. Sie müssen mir unbedingt beibringen, wie das funktioniert. Ich muss dringend meine Eltern besuchen. Aber ich komme nicht dazu, sie danach zu fragen, denn Grandmom schiebt mich in die Arme meines Onkels.

Onkel Morris ist der Bruder meiner Großmutter. Er war ihr bester Freund und hat nie geheiratet, weil er das Gefühl hatte, er müsste für meine Großmutter und ihre Schwestern sorgen, nachdem meine Urgroßeltern gestorben waren.

»Weißt du eigentlich, dass ich ganz oft an dich denken musste?«, frage ich ihn und drücke ihn an mich, wobei mir der vertraute Duft nach Zigarren und Pfefferminzbonbons in die Nase steigt.

»Natürlich weiß ich das.« Er schließt mich in die Arme. »Ich habe mich deinetwegen sogar rasiert. Weißt du noch, wie du dich als kleines Mädchen geweigert hast, mich zu umarmen, weil meine Bartstopfeln so kratzten?«

Und wie ich mich erinnere. Wie sollte ich das je

vergessen? Nicht zu fassen, Onkel Morris hat sich extra für mich rasiert!

»Ich habe bei jedem Pfefferminzbonbon, das ich gelutscht habe, an dich gedacht«, rufe ich.

Ich bin total aufgekratzt vor Freude, aber das fällt nicht weiter auf, weil alle um mich herum ebenfalls zum ersten Mal ihre Familien wiedersehen und genauso aufgekratzt sind. In einiger Entfernung fällt Mrs. Braunstein gerade weinend und kreischend ihren Eltern um den Hals. Sie gebärdet sich wie ein fünfjähriges Mädchen, das sich auf dem Jahrmarkt verlaufen und endlich Mutter und Vater wiedergefunden hat.

Mein Großvater drückt mich an sich, und Grandmom zupft mir das Top zurecht, das mir wieder über die Schulter gerutscht ist, und so verlassen wir das »Haus der Glückseligkeit«. Ich finde es schön, wenn meine Großmutter das Top hochzieht. Ich finde es schön, sie wieder um mich zu haben, damit sie an meinen Klamotten zupfen kann, bis sie so sitzen, wie es sich ihrer Ansicht nach gehört, oder mir mit etwas Speichel einen Karamellfleck von der Wange rubbeln kann (ähem, ich geb's zu, ich habe mir vorhin einen Löffel von Mrs. Braunsteins Eisbecher genehmigt). Es sind doch immer diese kleinen, scheinbar selbstverständlichen Gesten, die uns dann am meisten fehlen.

Nun bin ich zwar nicht mehr aus Fleisch und Blut, sondern ein Geist, aber ich fühle mich komischerweise trotzdem wie ein ganz normaler Mensch. Wir sind



Adena Halpern

**Die zehn besten Tage meines Lebens**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 336 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-453-40563-9

Heyne

Erscheinungstermin: März 2008

Zum Lachen – zum Weinen: Adena Halpern trifft mitten ins Herz

Noch keine dreißig Jahre alt, wird Alex mit ihrem Pocket Beagle in L.A. überfahren. Überraschend findet sie sich im Siebten Himmel wieder. Dort gehören begehbare Schuhschränke genauso zum Alltag wie das bewegende Wiedersehen mit ihren verstorbenen Großeltern. Doch Schutzengel Deborah funkt dazwischen. Mit einem Aufsatz über die zehn besten Tage ihres Lebens muss Alex erst beweisen, dass sie den Siebten Himmel verdient hat und ihr Leben nicht nur mit der sinnlosen Jagd nach dem neuesten Designerfummel zugebracht hat. Aber trifft nicht genau das zu?

Ein ganz neuer Ton in der Frauenunterhaltung: rührend, stylish, turbulent, charmant.

 [Der Titel im Katalog](#)